

Rainer Hackel

Ärger im Paradies

Geschichten aus
Ghana und Deutschland

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bildnachweis:

Umschlagfoto: Foto-Studio Hermann, Bad Nauheim

Satz & Layout:

Elke Flatau - Lektorat Kopfnote

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
meiner Mutter, Dr. Ruth Hackel

Impressum

Die Deutsche Bibliothek - CIP Einheitsaufnahme

Hackel, Rainer

Ärger im Paradies

Geschichten aus Ghana und Deutschland

Verlag Traugott Bautz GmbH Nordhausen 2015

ISBN 978-3-95948-091-8

© by Traugott Bautz GmbH

Ghana und seinen
wunderbaren Menschen gewidmet

Inhalt

Die Ankunft.....	9
Deutsche Zustände	28
Der Mann vom Amt.....	30
Der Bruch.....	40
Sister Faustinas Heimreise.....	57
Opfer zweiter Klasse	71
Der 50. Geburtstag.....	73
Fragen	87

Die Ankunft

Alles fing an mit Leni Riefenstahls Bildbänden über Afrika. Ich konnte mich nicht satt sehen an den Bildern fremden Lebens – an den schönen, stolzen Menschen, an den geheimnisvollen Ritualen. Bald schon trug ich die Bildbände zum Fotografen und bat ihn, die besonders eindrucksvollen Porträts eines Nuba-Mädchens und eines Masai-Kriegers abzufotografieren und zu vergrößern, mit denen ich dann meine Wände schmückte. Von da an war ich Afrika verfallen.

Der fragende Blick des schönen Nuba-Mädchens, das in all seiner Fremdheit mir seltsam vertraut war, schien mich aufzufordern, einmal den Schritt vom Traum in die Wirklichkeit zu wagen – ein Unterfangen, das Risiken in sich birgt. Das hatte ich schon auf meiner Reise durch Ägypten erfahren, zu der ich mich nach der Lektüre von Egon Friedells »Kulturgeschichte Ägyptens« entschlossen hatte. Natürlich war das Ägypten, das ich kennenlernte, nicht mehr das der Pharaonen, das Friedell so anschau-

lich beschreibt, ohne es jemals erlebt zu haben.

Als ich meine Frau kennenlernte, die aus Ghana stammt, lernte ich nach und nach auch die Bräuche Westafrikas kennen, denn schon damals hatte Agnes Freundinnen aus Sierra Leone und Nigeria. So bemerkte ich, daß Afrikanerinnen nur selten ihre eigenen Haare tragen, sondern entweder künstliche Haare einflechten oder den Kopf gleich ganz mit einer künstlichen Frisur ausstatten, was dazu führen kann, daß man sich in eine hinreißende Schwarzafrikanerin immer wieder neu verliebt, weil man sie nicht wiedererkennt. Alle drei Wochen statteten wir also der eleganten und ein wenig faulen Angela aus Sierra Leone einen Besuch ab, die meiner Frau zu einem neuen Outfit verhalf.

Ich bekam aber auch mit, daß es mit der Familie »back home« von Zeit zu Zeit viel zu besprechen gab, denn Agnes konnte ganze Nachmittage vor dem Kassettenrecorder verbringen. Da es damals noch keine Handys gab und Festnetzanschlüsse in Ghana nur wenige Auserwählte besaßen, blieb nichts anderes übrig, als das, was man auf dem Herzen hatte, auf Band zu sprechen. Auch auf die Gefahr hin, daß die Nachrichten

nach drei Wochen – so lange war die Kasette über dem Mittelmeer und der Sahara unterwegs – Schnee von gestern waren.

Einen tiefen, wenn auch zunächst verstörenden Eindruck hinterließen bei mir die Gottesdienste der ghanaischen Pfingstkirchen. Einen Vorgeschmack boten die Videokassetten von Gottesdiensten aus Sunyani, die in der freien Natur stattfanden und in denen sich Evangelist Paul Owusu Tabiri als wahrer Zauberer erwies. Reihenweise sah man Frauen in Trance fallen und sich, besessen von bösen Geistern, auf dem Boden wälzen. Auch ließ Tabiri, von singenden und tanzenden Gläubigen umringt, Fetische verbrennen. Hier stand das Christentum offenbar an vorderster Front gegen Medizinmänner und Juju-Magie, und es schien durchaus fraglich, ob es am Ende den Sieg davontragen würde. Zumal immer wieder Fälle von beliebten christlichen Predigern bekannt wurden, die ihren Erfolg Fetischpriestern verdankten, die sie konsultiert hatten.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, Tabiri, der große Zauberer aus dem fernen Sunyani, würde nach Frankfurt kommen, um in der Main-Metropole eine Gemeinde der Church of Pentecost zu gründen. Wir

wohnten damals in Gießen und freuten uns auf Tabiri. Natürlich war das, was in dem kleinen Saal in Frankfurt-Nied stattfand, nicht zu vergleichen mit den Gottesdiensten in Ghana. Strömten in Sunyani hunderte Gläubige aus allen Himmelsrichtungen zu Tabiri, so waren wir in Frankfurt noch nicht einmal zehn. Doch ließ sich der Evangelist in seinem missionarischen Eifer nicht beirren und leistete Pionierarbeit. So nahm er jeden einzelnen Gläubigen ins Gebet, und so mancher fiel auch hier in Trance und wälzte sich auf dem Boden, wodurch er die akkurat aufgestellten Stuhlreihen in Unordnung brachte. Ich verfolgte das Geschehen mit gemischten Gefühlen und war auf dem Sprung, den Notarzt zu rufen, bis ich begriff, daß ich hier in einer anderen Welt war, in der Notärzte nichts verloren hatten.

Die sonntäglichen Gottesdienste in Frankfurt schlugen mich von Woche zu Woche immer stärker in Bann. Erlebte ich hier nicht eine Frömmigkeit, einen »blinden Glauben« (Elisabeth Langgässer), den ich bislang vergeblich gesucht hatte? Hier wurde nicht nur geglaubt, als ob man glaubte, wie in unseren Gottesdiensten, hier wurde wirklich geglaubt. Und auch die Ghanaer

schloß ich immer mehr in mein Herz. Mit welcher Unbefangenheit stimmten sie nicht vor der Gemeinde Lieder an und legten Zeugnis vom Wirken Gottes in ihrem Leben ab! Welche ansteckende Lebensfreude sprach nicht aus ihren Liedern und Tänzen! Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das sie verband, schenkte ihnen die Freiheit, ihre Individualität zu entfalten. Und es war seltsam genug: Ich, der ich weder die DDR, aus der ich stammte, noch die Bundesrepublik als Heimat empfunden hatte und mich statt dessen in die Welt der Kunst, in Bücher, Museen und Opernhäuser, zurückgezogen hatte – hier, unter Menschen aus dem fernen Westafrika, überkam mich unverhofft das Gefühl, zu Hause zu sein.

Natürlich brannte ich darauf, nach Ghana zu fliegen. Jeden Tag unterhielt ich mich mit meiner Frau beim gemeinsamen Abendessen über ihre Heimat und las im Reiseführer. Später ließ Agnes mit Stolz ihre Freundinnen wissen, ich würde Ghana besser kennen als jeder Ghanaer. Das war gar nicht so falsch, denn wenn Ghanaer in die Heimat reisen, dann verbringen sie ihre Tage zu meist zu Hause bei ihrer Familie und besuchen Freunde – keiner käme aber auf den

Gedanken, sich Ghana touristisch zu erschließen und »Sehenswürdigkeiten« zu besichtigen.

Da wir damals noch über geringe Mittel verfügten, buchten wir einen Flug mit Egypt Air. Wir würden in Kairo übernachten und am nächsten Tag nach Accra weiterfliegen. Drei Wochen vor dem Abflug wurde ich Zeuge eines Rituals, das künftig jeder Reise nach Ghana vorausgehen sollte: Agnes trug aus allen möglichen Läden Geschenke für Verwandte und Freunde zusammen – Hemden, Schuhe, Unterwäsche, Seife und Parfüm. Dann galt es, die Koffer zu packen. Obwohl wir im Besitz einer Waage waren, überschritten unsere Koffer das zulässige Gewicht um bis zu zehn Kilo. Und so wurde das Aus- und Umpacken der Koffer beim Einchecken ebenfalls ein Ritual, das unsere Reisen nach Ghana begleitete.

Ich weiß nicht, wie es meiner Frau gelungen war, ein Küchenmesser, das für ihre Großmutter in Aketuase gedacht war, durch die Handgepäck-Kontrolle des Frankfurter Flughafens zu schleusen. In Kairo jedenfalls löste das unscheinbare Messer sprachloses Entsetzen aus: Fünf hohe Sicherheitsbeamte bildeten einen Kreis und starrten gebannt

auf das unschuldige Messer. Aber auch meine Frau packte in Kairo das Entsetzen. Als wir nach dem Frühstück am nächsten Morgen mit dem Lift zur Abflughalle hinunterfahren und sich die Tür öffnete, schrie sie erschrocken auf und wollte sogleich wieder nach oben fahren. Was war geschehen? Die ganze Abflughalle war, so weit der Blick reichte, von betenden Moslems übersät, die auf dem Boden knieten.

Nach einem ruhigen fünfstündigen Flug und einer Zwischenlandung in Lagos landeten wir am späten Nachmittag sicher in Accra. Als ich aus dem Flugzeug ins Freie trat, stieß ich an eine Wand aus feuchtheißer tropischer Luft, die mir undurchdringlich erschien. Noch benommen von dem Aufprall, sah ich mich im Flughafen in ein heilloses Chaos geworfen, das ich ohne meine Frau vermutlich nicht überlebt hätte. Alles lief und schrie durcheinander, und man war froh, wenn man am Ende noch wußte, wer man war. Und auch Agnes erkannte ich nicht wieder. Als hätte sie nie in Deutschland gelebt, ließ sie dem Beamten an der Paßkontrolle zehn Mark zukommen, der sie kommentarlos in seiner Hosentasche verschwinden ließ. Die Selbstverständlichkeit,

mit der in Afrika gerade Staatsbeamte mit kleinen Aufmerksamkeiten bedacht werden, mag uns Europäern moralisch verwerflich erscheinen, jedoch ist das Gegenteil der Fall: Die alltägliche Korruption ist vielmehr Ausdruck der gesellschaftlichen Solidarität und angesichts der schmalen Gehälter zum Überleben unerlässlich. Als wir schließlich im Besitz unserer Koffer waren und uns unzählige Träger wie ein Heuschreckenschwarm überfielen, verwandelte sich meine Frau in eine wahre Furie und schlug die Erschrockenen erfolgreich in die Flucht.

Vor dem Flughafen, wo es nicht minder turbulent zuging als bei der Gepäckausgabe, wurden wir schon von Mr. Mensah erwartet. Agnes hatte in Gießen eine Freundin, die ebenfalls Agnes hieß, aber klein und dick war, während meine Frau zwar nicht gerade groß, aber doch immerhin mittelgroß und schlank war. Nun muß man wissen, daß es für Ghanaer etwas Entwürdigendes hat, in ihrem Vaterland im Hotel zu übernachten. Entweder nächtigt man innerhalb seiner eigenen vier Wände oder man sucht Zuflucht bei Verwandten und Freunden. Als Agnes ihrer Freundin von unseren Reiseplänen erzählte, bot sie uns an, einige Tage in Tema

bei Mr. Mensah, ihrem Onkel, zu verbringen. Tema, wo sich der größte Hafen Ghanas und viele Fabriken befinden, liegt zwanzig Autominuten von Accra entfernt. Die einzige Autobahn des Landes verbindet beide Städte. Bei heruntergelassenen Scheiben fuhren wir durch Accra zur Autobahn. Ich sah am Straßenrand Menschen, die Schüsseln, Holz oder Stoffballen auf ihren Köpfen balancierten, dann wieder fielen mir Stände auf, wo Frauen Obst oder frittiertes Gebäck feilboten. Vor allem aber stieg mir der Geruch brennender Holzkohle in die Nase, der von den Garküchen aufstieg und der mich bei späteren Reisen zu Tränen rühren sollte, war er doch ein Zeichen, daß meine Sehnsucht sich erfüllt hatte und ich wieder in Afrika war.

Mr. Mensah schien zu den Bessergestellten, zum bürgerlichen Mittelstand zu gehören, den es auch in Ghana gibt, zumindest in einer Industrie- und Hafenstadt wie Tema. Im Landesinneren, ganz zu schweigen vom Norden Ghanas, mochte es anders sein. Mr. Mensahs Haus war eine Art Bungalow, wie ich viele unterwegs gesehen hatte. Als wir das Haus betraten, wurden wir von seiner Frau und seinen Kindern herzlich willkom-

men heißen. Wir nahmen auf dem Sofa im Wohnzimmer platz, das europäisch eingerichtet war. Offensichtlich fühlte sich Mr. Mensah der ehemaligen Kolonialmacht verbunden, denn von der Wand lächelte die Queen in die gemütliche Stube. Die Tochter des Hauses kredenzte auf einem Tablett gekühlte Getränke: Wasser, Fanta, Cola und Sprite. Dann wurden wir gebeten, von unserer Reise zu berichten. Ein Ritual, das sich in Kumasi, der nächsten Station unserer Reise, wiederholen sollte und das ich lieb gewann, war die Anteilnahme doch niemals geheuchelt.

Nach dem Abendessen – es hatte eine feurige Rindfleischsuppe mit Fufu gegeben – vertrat wir uns in dem Viertel etwas die Füße. Gebannt von der hereinbrechenden Abenddämmerung blieb ich stehen und schaute zum Himmel – nur eine halbe Stunde dauerte das Naturschauspiel, dann war stockfinstere Nacht. Hier, in der Nähe des Äquators, konnte man die Abenddämmerung wie im Zeitraffer verfolgen. Und ich wußte noch nicht, daß ich diese abendliche halbe Stunde auf späteren Reisen am meisten lieben würde: Wie schön war es, um diese Zeit in Tafo im Stau zu stehen und in

die von der Abendsonne umspielten lachenden Gesichter der Händlerinnen zu schauen, die an ihren Ständen am Straßenrand Orangen, Mangos und Papayas feilboten! Oder auf unserem Balkon in Atematim zu sitzen und sich ins Leben und Treiben ringsum zu verlieren: spielende Kinder, die nach dem weißen Mann riefen, Frauen, die im Freien Essen zubereiteten oder Wäsche wuschen, Männer, die sich mit ihren Frauen stritten und versöhnten. Nein, in diesem schönen Land würde es einem nie langweilig werden, nie würde man sich hier einsam fühlen!

Auch das Frühstück der Mensahs war europäisch. Unter den Augen der Queen gab es Weißbrot, Blue-Band-Margarine und Omelette. Mr. Mensah, der neben mir saß, lud mich ein, doch einmal eine Tasse Milo zu probieren, ein in Ghana beliebtes lösliches Kakao-Getränk. Man gibt drei Teelöffel des grobkörnigen Schokoladenpulvers in die Tasse und fügt kochendes Wasser, Kondensmilch und Zucker hinzu. Mit Wohlgefallen nahm Mr. Mensah wahr, daß mir das Milo mundete und ermunterte mich voller Stolz zu einer zweiten Tasse. Mr. Mensah schien aber nicht nur auf Milo stolz zu sein, sondern auch auf seinen bürgerlichen

Wohlstand, der in Ghana nicht selbstverständlich ist. Selbstverständlich war aber auch seine Gastfreundschaft nicht, zumal für deutsche Verhältnisse, war doch meine Frau lediglich eine Freundin seiner Nichte. Später erfuhr ich von Agnes, daß Mr. Mensah nicht nur einen Freund seines Sohnes in seine Familie aufgenommen hatte, sondern auch ein elfjähriges Mädchen, dessen Eltern in sehr ärmlichen und beengten Verhältnissen lebten. Von beiden hatte ich geglaubt, sie wären Mr. Mensahs leibliche Kinder.

Nach dem Frühstück unternahmen wir einen Ausflug zum Strand und nach Accra. Mr. Mensahs Sohn Kofi steuerte den alten Volvo seines Vaters. Diesmal nahmen wir nicht die Autobahn, sondern fuhren an der Küste entlang. Als Agnes den jungen Mann bat, ein Strandrestaurant anzusteuern, verspürte ich einen leichten Widerwillen, der schnell erklärt ist: Das Bedürfnis der Weiblichen, stundenlang am Strand zu liegen und sich von der Sonne bräunen zu lassen, erscheint Afrikanern genauso kurios wie mit einem Hund Gassi zu gehen. Daß schwarze Schönheiten nach teuren und gesundheitsschädlichen Cremes süchtig sind, um, wenn schon nicht weiß, so doch wenigstens »co-

loured« zu werden, erscheint uns wiederum kurios. Was hat es zu bedeuten, daß Schwarze weiß und Weiße schwarz sein wollen? Ohne mir über diese Frage lange den Kopf zerbrechen zu können, brachen wir zur nächsten Station unserer Rundfahrt auf. Nun galt es, teilte man uns stolz mit, das offizielle Ghana zu besichtigen: den Triumphbogen mit dem weithin sichtbaren schwarzen Stern und die Nkrumah-Gedenkstätte. Eine imposante Anlage, zweifellos. Wenngleich der Triumphbogen eine wenig elegante Neuauflage des Pariser Originals darstellt. Kwame Nkrumah war der erste Präsident des unabhängigen Ghanas gewesen, und obwohl er wie andere afrikanische Staatsmänner seiner Zeit mit dem Kommunismus geliebäugelt hatte, wird er bis heute verehrt. Die überlebensgroße Statue Nkrumahs aus glänzender Bronze, die weitläufige Anlage mit Monumenten, einem Museum und Springbrunnen – was hatte das, so fragte ich mich, mit dem Alltag der Menschen zu tun? Und galt das nicht auch für den heutigen Präsidenten Jerry John Rawlings und seine Entourage? Besaßen nicht die traditionellen Institutionen und Würdenträger und selbst die unzähligen

Kirchengemeinden für das Leben der Ghanaer eine weitaus größere Bedeutung?

Nun war aber keine Zeit zu verlieren – unweigerlich zog es uns zum Makola-Markt, dem größten Markt Accras. Eigentlich handelt es sich um ein Stadtviertel aus der Kolonialzeit, wo Händler und Marktfrauen in Geschäften und auf der Straße alle möglichen und unmöglichen Waren anbieten. Von Unterhaltungselektronik, Fliesen und Kühlschränken bis zu Zuckerrohr, Brot und Orangen bekommt man dort einfach alles. Um Käufer anzulocken, vollbringen die Marktfrauen wahre Kunstwerke: Sie errichten Pyramiden aus Tomaten und Zwiebeln, entwerfen kunstvolle Muster aus Maggi-Würfeln und legen phantasievolle Mosaik aus Armbanduhren. Sollte in Deutschland früher einmal die Kleinfamilie die Keimzelle des gesellschaftlichen Lebens gewesen sein – heute sind es alleinerziehende Mütter –, so ist es in Westafrika der Markt. Hatte nicht, so erinnerte ich mich, Francis Bebey, der große Dichter und Musiker aus Kamerun, in seinem in Accra spielenden Roman »Das Alphabet der Sonne während des Regens« eine kleine, unschuldige Betrügerei einer jungen Marktfrau zum Ausgangspunkt ei-

ner humorvollen Liebesgeschichte gemacht? Den ganzen lieben langen Tag könnte ich hier verweilen und bummeln und mich dem bunten Treiben, den Szenen afrikanischen Lebens überlassen. Aufgeschreckt zuweilen von den Sirenen der Feuerwehr, die ausrückt, nicht etwa, um einen Brand zu löschen, sondern um sich eine Gasse durch den dichten Verkehr zu bahnen, denn auch Feuerwehrleute haben einmal Hunger.

Das abgegriffene Wort vom Wechselbad der Gefühle – auf unsere Fahrt nach Kumasi sollte es zutreffen. Um den Preis für den Bus nicht allzu sehr in die Höhe zu treiben, suchte ich mir auf dem unbefestigten großen Platz – der Kumasi-Station – ein sicheres Versteck. Bei dem Gefährt handelte es sich um einen Bus mittlerer Größe, der am Ende so voll war, daß ein junger Prediger, der uns mit lauten Gebeten eine halbe Stunde lang begleitete, in der offenen Seitentür stehen und sich festhalten mußte, wollte er nicht aus dem Bus fallen. In der anderen Hand hielt er die Bibel, aus der er hin und wieder lauthals zitierte. Offenbar ahnte der Mann, der sein Letztes gab, bevor er uns am Stadtrand von Accra mit etwas Geld in der Tasche unserem Schicksal überließ, was auf

uns zukommen würde. Um es frei heraus zu sagen: Es gab Augenblicke auf der fünfstündigen Fahrt, da hatte ich mit Gott und der Welt abgeschlossen. Und ich beneidete den Prediger, der sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte. Ein riskantes Überholmanöver folgte auf das andere. Wolkenbrüche spülten die rote Erde auf die Straße und verwandelten sie in eine glatte Rutschbahn. Immer wieder öffnete sich die Seitentür von selbst, als wäre der Gottesmann zurückgekehrt. Verunglückte Autos im Straßengraben ließen es fraglich erscheinen, ob wir jemals in Kumasi ankommen würden. Wir kamen an. Und nicht nur das. Auf der Fahrt, so nervenaufreibend sie auch war, erschloß sich mir zum ersten Mal die Schönheit des Landes. Ghana erschien mir wie ein großer weitläufiger Garten mit sanften Hügeln und Ausblicken auf unendliche grüne Weiten. Eine paradiesische Landschaft, in die der Mensch nur behutsam eingegriffen hatte. So sah man zuweilen Orangerhaine, kleine Teakholzwälder, Gemüsegärten mit Gardeneegs, Pfefferschoten und Tomaten. Hier standen die Bäume und Sträucher nicht, wie in Deutschland, in Reih und Glied. Auch in der Landschaft wehte ein freier Atem, wie